



Von Edwin Egli

DIE ZAUBERLEHRLINGE

ESSAY



Es war einmal ein kleines Land, eingebettet in liebliche Täler, die von mächtigen Bergen beschützt wurden. Es war das Land, in welchem Milch und Honig flossen. Wie von Zauberhand wurde alles, was die Leute in die Hand nahmen, zu purem Gold. Dieses gossen sie in handliche Portionen, um es in einem tiefen Gewölbe zu horten, auf dass jeder Bewohner dieses Landes seinen persönlichen nummerierten Goldbarren sein Eigen nennen konnte. Und wenn sie nicht der Hafer gestochen hätte, so würden sie wohl heute noch wie die sieben Zwerge hinter den sieben Bergen einträchtig sich ihres Glückes erfreuen.

Nun ist es aber eine bekannte Tatsache, dass wir Menschen, die einem Zauberer über die Schulter gucken dürfen, erstaunlich rasch in den Glauben versetzt werden, dass die Magie etwas sei, das sich im Handumdrehen erlernen lässt. Und eh wir uns versehen, schon sind wir Zauberlehrlinge. Geht der große Meister einmal kurz zum Einkaufen (getrocknete Kröten oder Schlangeneier, aus denen er dann den aktenkundigen Zaubertrank bereiten wird) – schwuppdwupp – schon haben wir uns seinen Spitzhut aufgesetzt und rufen laut: »Fließ, oh Milch, fließ, so viel und rasch Du kannst.« Und schon eilen die Melkapparate zu den Eutern der glücklichen Kühe, einer schneller als der andere, die Eimer stellen sich in Kompaniestärke auf, die großen Tankklaster werfen ihre Motoren an – ja, das alles und noch viel mehr. Es fließt und ist nicht mehr zu bremsen, denn wir haben ausgerechnet den Zauberspruch vergessen, der das Ganze auch wieder anzuhalten vermag. Und so füllen sich die lieblichen Täler langsam aber stetig mit Milch bis wir, schon lange auf den Zehen stehend, elendiglich darin ertrinken.

Dem geneigten Leser ist selbstverständlich geläufig, dass in dem Gedicht des großen deutschen Dichters der Hexenmeister noch gerade zur rechten Zeit nach Hause zurückkehrt, um dem ungebremsten Eifer von Besen und Eimer Einhalt

gebietet, dem Lehrling kurz die Ohren lang zieht – und schon geht man zur Tagesordnung über.

Wäre es nur die Milch, so wäre es müßig, sich über den Zustand unserer Gesellschaft und der von dieser zu tragenden Wirtschaft längerfristig den Kopf zu zerbrechen. Leider ist der Zustand gravierender, als wir es lange Zeit zu sehen und zu verstehen bereit waren. Das *panta rhei*, also der ewige Fluss, den die alten Griechen als Symbol allen Lebens verstanden, ist nicht wegen der im Fließen innewohnenden Bewegung so relevant für uns alle, sondern wegen der daraus abzuleitenden Erkenntnis, dass wir nichts so festhalten können, wie es heute ist, sondern damit leben müssen, dass es uns immer wieder davonfließt. Auch der scheinbar vererbte Anspruch auf Milch und Honig.

Wir haben doch als Zauberlehrlinge gehandelt, als wir das stetige Wachstum riefen und die sich emsig immer wieder füllenden Eimer mit den Aufschriften Umsatz, Marktanteil, Value, Bonus und was auch immer. Zu wenig haben wir darüber nachgedacht, wie viel Milch unser Boden denn überhaupt zu schlucken vermag, damit wir eben nicht auf die Zehen zu stehen haben. In der Industrie spricht man dann etwa von Überkapazitäten, die zu Lagerüberhängen führen. Da darf man doch eigentlich schon die Grundsatzfrage stellen: Überkapazität über was denn eigentlich?

Ich meine, dass hier das Wort Benchmark eine viel größere Bedeutung haben sollte als dort, wo es auch heute immer noch als Leistungsanreiz definiert wird. Diese Grenze müsste doch sowohl nach unten wie nach oben funktionieren. Manager sprechen gerne von der kritischen Größe. Wann immer ich Zeuge solcher uns heute so leicht von den Lippen kommenden Aussagen geworden bin, dann immer im Zusammenhang mit der Angst, nicht groß genug zu sein.

»Größer werden, um den Erfordernissen der Märkte gestärkt entgegenzutreten zu können«, das war doch die Melodie, die auf den Teppichetagen unserer Unternehmen aus allen Lautsprechern erklang. Heerscharen von Komponisten und Interpreten (nicht zuletzt in Lehre und Forschung an unseren Universitäten) erfanden laufend neue Variationen dieser Sinfonie, die dann an allen Kongressen, Seminaren, Workshops und wie diese statuärächtigen Veranstaltungen auch immer genannt wurden, mit *con brio* zelebriert wurden. Fließen – noch mehr, immer noch mehr. Eben wie die Milch.

Wo war da der große Meister, der sein »In die Ecke, Besen!« hätte rufen können? »Denn als Geister ruft Euch nur, zu seinem Zwecke, erst hervor der alte Meister.« Ich befürchte, dass die Zauberlehrlinge sich des Zampanos schon längst entledigt haben und dieser vielleicht noch irgendwo in die leere Wüste hinausruft.

IN DIE
ECKE,
BESEN
SEIDS
GEWE-
SEN!

DENN
ALS
GEL-
STER
RUFT
EUCH
NUR
ZUM
ZWE-
CKE
ERST
HER-
VOR
DER
ALTE
MEL-
STER.

JOHANN
WOLFGANG
VON
GOETHE

Nur so erklärt sich das Paradoxon, dass selbst heute notleidende Drucker in ihrem bedingungslosen Glauben an das »Mehr und Größer und Schneller« (erinnert Sie das nicht auch an Olympia?) auch dann noch immer Kredite aufnehmen, um Wachstum zu generieren, als die Milch schon knietief in den Gassen stand. An diesen Coubertin'sche Trugschluss, dass Mitmachen wichtiger sei als Siegen, glaubt in Olympia eh keiner mehr. Was also tun, das ist hier die Frage nach Sein oder nicht Sein.

Wenn wir an den mittleren Satz der Sinfonie denken, wo sich unter Führung der Pauken und Trompeten alle Helvetier auf die große Wanderung zum Wunderland Globalia aufmachen, meist prestissimo, dann müsste man doch allen Ernstes jetzt darüber nachdenken, ob nicht schon in diesem C-Dur-Getöse die Überleitung zum Moll-Schlussatz anklang.

Mein Freund, der HNO-Arzt, hat mir kürzlich erzählt, dass wir langsam die Fähigkeit verlieren, die Feinheiten der klassischen Musik wahrzunehmen, weil wir mit neuen Kommunikationsformen akustisch zgedröhnt werden. Er verschreibt sich ganz bewusst Tage der Stille und Einkehr. Er sitzt dann sozusagen am Ufer des Flusses, erkennt das *panta rhei* als Kontemplation, des Ruhens in der Bewegung, und nie und nimmer spürt er den Drang, sich in die Fluten zu stürzen, um darin eine Welle festzuhalten.

Dem mittelständischen Unternehmen müsste es eigentlich leichter gelingen, aus der kritischen Größe dahin zurückzukehren, wo die obere Benchmark nicht dauernd überschritten wird. Dahin also, wo sich die Größe nicht selber im Wege steht, wo die Qualität nicht dem Tempo geopfert wird, wo sich das Mehr wieder auf die Selbstbestimmung und nicht auf die Verschuldung bezieht. Man kehrt wieder zurück zum heiligen Hain der heimlichen Eichen, unter deren Dach man sich bestens kennt, wo man die selbe Sprache spricht und wo man rasch spürt, wo den anderen der Schuh drückt. Da steht man dann auch nicht vor kostspieligen und langwierigen Umstrukturierungen, wenn sich der Markt ein wenig verändert. Man steht ja am Fluss und nicht darin.

Aber ich weiß genau, was Sie jetzt sagen: Da schwätzt wieder einer aus der Nostalgie längst vergangener Zeiten daher, träumt von der heilen Welt, als die Kühe noch von Hand gemolken wurden, man den Käse vorwiegend zum Eigenverzehr produzierte und die Freizeit »no action period« war. Na, es könnte ja sein. Ist es aber nicht, weil auch ich letztlich ein Unternehmen bin, das heute und auch morgen zu leben hat.

Gerade darum bin ich – nach langen Kämpfen auch – zur festen Überzeugung gelangt, dass wir uns nur vor dem elendlichen Ersaufen in der

Milch retten können, wenn wir zum Maß der Dinge, eben dieser Benchmark, wieder uns selbst ernennen.

Dieses menschliche Maß ist uns abhanden gekommen. Weil es in unserer modernen Religion des »citius, altius, fortius« keinen Platz gefunden hat. Das heißt, dass das Fühlen und Denken, die Aufsteller wie die Ablöscher der Individuen, die schließlich als Teil unserer Gesellschaft die Märkte bilden, wieder viel besser erkannt werden müssen. Sie erinnern sich an den Mittelsatz unserer Sinfonie? Bei richtigem Zuhören hätten wir nämlich nicht nur die Pauken und Trompeten wahrgenommen, sondern auch Klarinette und Piccolo, Geige und Bratsche.

Darum, Ihr Benchmarker, besinnt Euch auf die Größe des Kleinen, auf die Stärke des Schwachen. Klein kann ja auch flink bedeuten, unter anderem flinkes Entlanggehen am Flussufer. Ohne zu stürzen.

Wenn das nicht nur eine philosophische Betrachtungsweise sein soll, dann ist jetzt rasches und kluges Denken und Handeln gefordert, das zu dem richtigen Umgang mit der eigenen Größe führen soll.

Dieses »Wir-sind-halt-zu-klein« kann ich nicht mehr hören, schon gar nicht, wenn man die Freiheit der Größenbestimmung besitzt. Ich hoffe, dass es nicht bei der Milch der frommen Denkart bleibt. Denn auch die kann zum Ersaufen führen. ■